

Glücklich im Trotzdem

Im Garten mischt sich der Geruch des Alters unter die frische Märzluft und löst sich in ihr auf.

Er atmet tief ein, lässt die Luft in seine Lungen. Süß wie der erste Schluck Wasser, wenn einen der Durst ausgetrocknet hat.

Er hat sie bei sich untergehakt. Mit ihren dichten weißen Haaren, die einen hageren Körper krönen, sieht sie aus wie eine verblühende Nelke.

Auf dem Weg zum Seerosenteich fügt sich ein Pflasterstein exakt in den anderen. Sie kommen langsam voran. Jeder Schritt ein halber Pflasterstein. Die Abstände zwischen den Schritten dauern. Dieser Ort hat sein eigenes Tempo. Es geht langsam auf den Tod zu. Schritt für Schritt.

Leise sagt die alte Frau »Mila« vor sich hin. Immer wieder. Mila. Mila. Mila. Ihre von zierlichen Falten umrahmten Mundwinkel zeigen nach oben. Das Lächeln entblößt eine Zahnreihe, der zwei Zähne fehlen.

An diesem Mittwoch steht die Sonne königlich am Himmel, die Veilchen haben aufgehört zu träumen und sind mit Blühen beschäftigt. Lila. Lila. Lila. Am Wegesrand.

Abrupt bleibt seine Mutter stehen.

»Willst du dich setzen?« Er zeigt auf die grün gestrichene Bank.

Sie sagt nichts. Macht nichts. Lächelt weiter. Lässt geschehen, als wolle sie nichts mehr vom Leben einfordern.

Er entscheidet für sie. »Komm, wir setzen uns.« Er steuert auf die Bank zu, hilft seiner Mutter, sich zu setzen, lässt sich dann neben ihr nieder und legt eine Hand auf ihren Oberschenkel.

Die Sonne wärmt. Es ist einer der ersten frühlingshaften Tage in diesem Jahr. Je älter er wird, desto mehr bedeutet ihm der Wandel der Jahreszeiten, desto mehr Freude hat er im Frühling, wenn die Knospen der Apfelbäume aufbrechen, der Bärlauch duftet und sein Motorrad wieder brummt.

Mit ihren langen Fingernägeln kratzt seine Mutter an einer der Sitzlatten. Unter dem moosgrün glänzenden Lack tritt aschgraues Holz hervor.

Er schaut auf.

Da ist sie!

Sie steht auf der Terrasse und blickt um sich, als suche sie jemanden. Die Pflegerin, die seine Grüße immer mit einem freundlichen Nicken quittiert. Die Sonne lässt ihre schwarzen Löckchen und ihre weiße Hose strahlen. Unter ihrem kastigen T-Shirt mit zwei aufgenähten Taschen schauen zwei schlanke Arme hervor.

Das ist die Gelegenheit. Ohne es zu wollen, rudert er wie ferngesteuert mit den Armen und ruft ihr zu: »Guten Tag!«

Sie nickt ihm zu.

Er ruft: »Schönes Wetter heute, nicht?«

Sie kommt näher.

»Schönes Wetter heute«, wiederholt er.

Sie nickt.

Zum ersten Mal nimmt er das Gesicht der Pflegerin bewusst wahr. Ihr Blick ist, wie die Gesichtszüge, aufgeweckt. Die Augenbrauen liegen in sanften Bögen über den runden braunen Augen.

Die Mutter säuselt ihr Wort vor sich hin.

»Ihr einzig verbliebenes Wort. Der Name der Katze. Wir haben Mila weggegeben, als meine Mutter hier eingezogen ist. An die Katze erinnert sie sich. An mich nicht«, sagt er.

»Ihre Mutter ist wie die Menschen in meiner Heimat.« Sie beginnt zu sprechen – ihm ist, als hätte die Sonne davor nur lustlos geschienen, jetzt brennen ihre Strahlen auf seiner Haut. »In Europa schauen die Menschen ernst. Sie haben das Lachen verlernt. In Accra lachen die Menschen auf der Straße. Sie singen, summen, tanzen. Sie sind fröhlich, tragen leuchtende, bunte Kleider und Tücher. Sie besitzen nicht viel. Sie wissen nicht, was eine Haftpflichtversicherung oder eine Geschwindigkeitsbegrenzung oder Skifahren ist. Manche wissen nicht, was Schokolade ist. Aber sie sind glücklich.«

»Das mit der Schokolade ist traurig.« Er trommelt auf seinen Bauch.

Sie lacht. Ihr Lachen ist tief und klar, wie ihre Stimme.

»Die Menschen sind glücklich. Sie leben im Moment. Wie Ihre Mutter.«

»Das haben Sie schön gesagt.« Er räuspert sich. »Meine Mutter hat viel durchgemacht.«

Die Pflegerin bewegt die Lippen, deutet an, dass sie etwas sagen will, bevor sie es tut: »Die Löcher auf ihren Armen da...«

Dass sie sich traut, ihn darauf anzusprechen, überrascht ihn.

Er stellt sich neben die Pflegerin. Auch wenn seine Mutter zur Seite blickt und wahrscheinlich nichts mitbekommt, will er in ihrer Gegenwart nicht über sie sprechen, als sei sie nicht da. »Die Brandmale. Das war ihr Vater. Ein Opfer des Krieges. Er hatte selbst ein Bein verloren, kehrte geschädigt, gebrandmarkt zurück. Er hat seinen Kindern brennende Zigaretten auf die Haut gedrückt, wenn sie seiner Meinung nach bestraft gehörten.« Er schüttelt den Kopf. »Meine Mutter ging jung fort, in die Stadt, um als Hausmädchen für eine wohlhabende Familie zu arbeiten. Mit zwanzig Jahren lernte sie meinen Vater kennen und heiratete. Sie bekam vier Kinder, eines von ihnen, meine jüngere Schwester, war schwer behindert. Mein Vater verließ die Familie und sie zog die Kinder allein groß. Trotz all der Arbeit, der Armut, irgendwie hat sie uns durchbekommen. Alles immer hinbekommen. War da. Ich habe meine Mutter selten schlecht gelaunt gesehen. Sie ist ein Stehaufmännchen. Weibchen.« Er wirbelt mit der Hand vor dem Gesicht herum. »Und mit der Wärme kommen die Mücken. Jedenfalls, die Krankheit. Anfangs dachte ich, jetzt hat sich auch noch ihr Geist gegen sie gewendet. Heute denke ich manchmal, es war der Weg meiner Mutter,

einer Welt zu entfliehen, die zu schnell und laut für sie wurde. Sie hat sich ihre eigene Welt geschaffen und schlimme Dinge einfach vergessen. Leider auch schöne gemeinsame Erinnerungen. Aber es ist eine Welt, in der sie zufrieden sein kann. Oder glücklich wie eine Ghanaerin.«

»Ich glaube, so gut geht es hier sonst niemand. Andere Bewohner werden aggressiv, einsam, depressiv oder wollen weglaufen.«

»Wie heißen Sie?«

»Ama Mensah.«

»Ama? Das klingt schön. Und es bedeutet ›sie liebt‹ auf Spanisch.«

»In meiner Heimat ist es ein Name für ein an einem Samstag geborenes Mädchen.«

»Ich bin Bruno. Vielleicht möchten Sie uns noch etwas Gesellschaft leisten?«

»Herr Bruno, ich habe leider nicht viel Zeit. Ich muss mit einer Kollegin etwas besprechen.« Sie streicht sich eine Locke hinters Ohr, die dort nicht bleiben möchte, und wieder ins Gesicht fällt.

Die Melodie von »Für Elise« ertönt aus der Tasche des Shirts. Ama greift das Telefon: »Hallo im TrotzDem, Pflegeheim für Demenzkranke. Ama Mensah am Apparat, was kann ich für Sie tun?« Aufmerksam hört sie dem Anrufer zu. »Ja, ich komme sofort.«

Sie wendet sich ihm zu: »Ich muss wirklich wieder arbeiten. Ich hätte gar nicht so lange hier stehen dürfen. Es tut mir leid.«

»Wie lange müssen Sie noch arbeiten? Vielleicht wollen Sie danach einen Kaffee mit mir trinken?«

»Bis 15 Uhr. Vielleicht etwas länger.«

»Ich warte am Eingang auf Sie.«

Ein Lächeln eilt über ihr Gesicht, bevor sie im Gebäude verschwindet, wo der Geruch nach Alter und Vergänglichkeit die frische Luft rasch verzehrt.

© Sarah Tischer